

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollarbräu.

21] Roman von A. von Seydlich.

„Gut!“ lobte Ringelmann, und Kaffl stimmte bei, indem er die Körner, die oben auf dem Wasser schwammen, herausfischen ließ. „Wenig Schwemmlinge. Is aber a teuer gnu' g'wes'n.“

Langsam begleitete er den Ohm bis ans Thor. Dort stand er mit ihm noch etwas und hörte den Reden des andern zu. Endlich nahm dieser Abschied und schüttelte dem Reffen die Hand.

„B'hiit Gott,“ sagte Kaffl; aber er ließ die Hand des Oheims nicht los.

„Ohm —“ begann er auf einmal, — „meinst, — glaubst, daß s' glücklich is mit — mit dem — Menschen?“

Ringelmann begriff zuerst nicht, — endlich rief er: „Ja so, — 's Agathl, ob s' glücklich is? — Ja, mei, — lieber Dna! Dees kann i Der net sag'n!“

„Weil i 's so gern wüßt,“ sagte Kaffl sehr leise. Der Oheim staunte wieder. Und Kaffl setzte noch leiser hinzu: „I kann 's gar net glaub'n. Meiner Seel, i kann's net glaub'n.“

Oheim Ringelmann raffte sich auf und schüttelte nochmals die Hand, die ihn festhielt, und nahm nochmals raschen Abschied; Kaffl ließ ihn auch los diesmal und sah ihm nach, wie er über die Brücke ging. — Dann stand er immer noch am Thor; eine lange Weile, immer mit dem Rücken gegen das Haus, so daß die im Haus und im Hof sein Gesicht nicht sehen konnten. Denn über das Gesicht suchte es von Zeit zu Zeit und die Augen waren ihm wie blind; die Hände hatte er geballt herabhängen und that, als knete er Teig damit. —

Er wäre gern wieder zur Herzenwäscherin Zsar zurückgekehrt, noch ein Weilschen da zu träumen, aber er hatte keine Zeit mehr dazu; er hörte die Burschen die Stiegen hinauf poltern zur Darre, und ging ihnen nach. Dort hing er sein Tuch über den Kopf, griff zur Schaufel, stieg durch die kleine eiserne Thür in den glühenden Raum und begann mit den andren um die Wette zu schaufeln, daß der Schweiß floß und die Brust kochte. . . .

Aber plötzlich hielt er inne; die kleine Thür würde wieder geöffnet und der Obermälzer rief ihn heraus.

„Sollst gleich zu Herrn Ebelein, Kaffl!“

Und als er mit ihm die Stiegen hinabging, sich den Schweiß wischend, sagte der Obermälzer, jetzt vertraulich, da er mit ihm allein war:

„Was net, was der Alte hat. Sigt drunt im Wag'n; scheint, 's pressiert eahm.“

Drunten fanden sie aber den Wagen leer, der alte Herr war ausgestiegen und über den Hof hinausgegangen. Sein eigentliches Vorhaben war gewesen, einmal in der Mälzerei sich ein wenig zu zeigen und dies und das zu besprechen. Aber unterwegs hatte er seinen Buchhalter getroffen und mit über Kaffl gesprochen; dabei hatte Ringelmann ihm erzählt, der Kaffl habe von anderer Seite ein Antrag bekommen, wolle aber vom Hollarbräu nicht fort; und das hatte den Alten gerührt.

Jetzt stand er drüben am Thor, wo Kaffl vorher seinen Schmerz bemeistert hatte, und winkte ihn zu sich; dann nahm er ihn neben sich und ging, schwerfällig am Stock, eine Strecke Wegs vom Hause fort.

„Kaffl — jeh b'jinn Di, was i damals g'sagt hab, wie mir 'n Nocherberg mitsammen nuntergangen sind.“

„Ja, Herr Ebelein, i b'jinn mi scho. Was soll's?“

„Was 's soll? — Wern mir glei ha'm. — I mein, jeh war's an der Zeit, daß D' wieder amal ausa kimmst aus der Mälzerei. Oder,“ sagte er lächelnd — „weil D' so auf Zeugwechsel veressen bist, — daß D' amal Zeug wechselst.“

„Ja — wie denn?“

„Wern mir glei ha'm. — 'm Bechnerbräu sei' Gärührer geht fort; hab'n si zerkrüegt oder was.“

„Ah!“ machte der Kaffl, denn er wußte, daß jener Gärührer eine geschätzte Kraft war; das interessierte ihn also.

„Na bin i her und hab'n angaschiert. Aber leider kann er nur a halbs Jahr bleib'n, hat sich, wie's scheint, schon zuvor nach auswärt's vergeb'n. — Jeh paß auf. Der Hausfer, — der Toni will i sag'n, unser Zehiger, — — na, D' weißt schon, wirft 's scho g'hört ham, daß mir net recht z'sammpaß'n. Kann leicht sein, daß der a amal geht. — Jeh sollst mir Du morgen fort von der Mälzerei und kommst z' Mittag auf's Comptoir net; da werd i sei und der Dürsch a, — eb'n der vom Bechner. Und da wirft mit ihm in 'n Gärfeller gehn und unter'm Dürsch wirft vo jeh arbeit'n. — Und wenn D' bei dem nir lernst, — na darf's am Frauenturm glei dreizehn schlag'n! — Und i mein, dees Halbjahr wird Dir gut anschlag'n, daß wenn a mal der Dürsch wieder fort muß, der Kaffl Gärührer wird. Verstanden?“

„Aber der Toni —“

„I sag Der ja, — auf den soll sie da Deifel verlassen. — Na, — kimmt's Der denn gar a so hart a', daß D' endli a mal Vorderbursch wer'n sollst?! — Paßt's Der net, na derst's nur sag'n,“ setzte er gutmütig gelaunt hinzu, als er des Kaffl errötendes Gesicht ansah.

— Da war's nun gekommen, unverhofft und von oben, wie er's erwartet hatte! Und ein Ende war mit dem stillen Leben in der Malzklaufe unterm Giesinger Berg.

Der Kaffl brauchte kaum zuzufügen, die Einwilligung stand ihm in den Augen geschrieben. Aber der Alte wartete auch nicht lange, er sprach weiter, und gab vorsichtig einige Winke, daß es im Gärfeller nicht ganz geheuer sei.

„I mein alleweil, 's geht um da drunt.“

Kaffl erstaunte: „Umgeh'n?“

„No ja! Umgeh'n heißt mer's doch, wenn a G'spenst sie zeigt.“

„Im Gärfeller?“ murmelte Kaffl, verdukt, den Alten so abergläubisch zu finden, wie ein altes Rabenweib.

„Weißt, es giebt böse Geister gnu'; nur daß s' net verstorb'n sind, sonderu noch leb'n. — Wenn Dir amal zwischen die Bottiche a so a böser Geist fürkimmt, — na haltst'n fest. Kaffl, hast g'hört, und bringst' z' mir.“

Der Kaffl verstand noch nicht recht.

„Kann sei', daß der böse Geist an ganz christlich'n Nam'n hat, Toni oder was immer.“

Jetzt verstand der Kaffl.

„Aber so Sach'n sagst neamand, verstanden? Dees bleibt unter uns. — So, und jeh hoff i, daß i mi' irr; — wenn aber ja an böser Geist unanandsputt, na hoff i, daß Du Di b'sinnst, z' wem Du g'hörst, und daß d' Ehr von an alten Mann und daß der Ruf vom Hollarbräu leicht in Deine Hand liegen kann.“

Und der Kaffl, mehr als je verstimmt, gab seine Hand darauf.

„So, und jeh geh' i mit z'ruck in d' Mälzerei, — sonst glaub'n s' Dir's da net, daß D' fort sollst.“

Der Obermälzer sah, als die Mär ihm vom Herrn selbst verkündet ward, ernsthaft auf den Kaffl, dann auf den Herrn; dann zog er sein Braßilglas hervor und begann die umständliche Arbeit des Schnupfens. Und dann erst, zwischen dem Aufziehen des letzten Tabakbrockens von der Hand, und dem Bartabwischen sagte er ergeben:

„In Gott's Namen.“

Und abends fand sich's wie von selbst, daß sie alle vor der Thür zusammentraten und sich auf der Bank aneinanderdrängten, um ihre Maßkrüge in Ruhe auszutrinken, und so des Kaffl Abschied zu feiern.

Kaffl ging zu Bett. Aber er wußte, daß der Obermälzer um zwei Uhr auf die Tenne gehen würde, und wachte wie immer zur vorgenommenen Zeit auf, um mitzugehen. Denn er war's gewohnt, seinen Schlaf zu beliebigen Stunden zu unterbrechen; anfangs war ihm dies sogar leichter geworden als später, denn in der ersten Zeit seines Malzmönchtums hatte er überhaupt gar wenig Schlaf gehabt.

Und um zwei Uhr war er richtig vor dem Obermälzer auf der Tenne und hatte bereits seine Thermometerbeobachtungen gemacht, als dieser eintrat. „I dank Der, Kaffl. Aber schlaf nur aus heut. Schid mer'n Hies und'n Seppl.“ Und als Kaffl gegangen war, murmelte der Obermälzer, indem er Reimsfrucht prüfend zerplückte: „Der is wie Gold. — Wie Gold!“

Am nächsten Mittag überschritt Kasfl wieder die Schwelle zu den dämmerigen, verräucherten und verbrauchten Gassen des Hollerbräu. Freilich war er in den letzten Jahren oft genug einmal dort gewesen, aber doch nur auf Augenblicke, auf Stunden. Jetzt fuhr ihm der Malzfuhrmann, der gerade auch mit dem Gespann hinein mußte, seine Truhe nach; jetzt betrat er die alten Gebäude wieder als Bewohner, und darum besah er sie sich mit einer Art Neugier. Wie das alte Gerasselwerk wohl eigentlich aussehe? Draußen hatte die Julisonne auf die Flur herabgebrannt — hier war's kühl und dumpf. Draußen hatten die Späßen gesungen — hier lachten die Gäste in der Durchfahrt an ihren Klappstischen, und die Maßtrüge klapperten; draußen rauschte frisch und lebendig die Fzar, hier rumpelten die Maschinen und brauste der Lärm von der Straße.

Er trat ins Comptoir, und dort ging alles wie vorgeschrieben. Dann betrat er den kühlen Gärfeller, in dem ein eigner benebelnder Geruch schwebte, — in jedem Raum einer Brauerei giebt's einen eignen starken Geruch, und ließ sich von seinem neuen Vorgesetzten unterweisen.

Dann waren alte Bekannte zu begrüßen, Neuerungen zu besichtigen, und so ging der Tag herum. Als er dann zur Ruhe ging, kam ihm der Gedanke, daß er nun so zu zu sagen zum drittenmal umgeschaukelt wäre. Und in seinem Mälzerbegriff hieß das so viel wie: jetzt ist's das letzte Mal; hernach kommt die Darre! Es war schon gegen Mitternacht; er hatte das Fenster offen gelassen wegen der Hitze. Aber eine geraume Weile störte ihn das Kreischen und Getöse der Mäde in finstern Hof. Wie ihn das ansetzte! Gewiß war wieder die ganze Magdkammer leer. Draußen hatte er dergleichen nicht gehört; es fiel ihm auch nicht ein, daß er früher, hier in der Brauerei, selbst im Winkel des finstern Hofes gegessen hatte mit einer, die ihn lieb gewesen war. Ja, das Mälzermönchthum da draußen! Das war nun vorbei.

In den ersten Tagen gleich gewann er aber die Arbeit lieb. Denn auch hier war's ein stilles, fleißiges Beobachten und Messen der Arbeit, die die Natur für ihn machte: Thermometer in Händen stieg er an Bottichen auf und ab und schrieb Zahlen an die Wände des Holzes oder hängte, wenn die „Kräusen“, die hohe Gärung, kamen, Kühlbehälter mit Eis in die schaumverborgene Flut, oder er rührte mit langen „Krücken“ im Saßländer die Gese an und beobachtete das sorgfältige Abnehmen des neu gewordenen „Zeuges“ aus den geleerten Bottichen.

Am angenehmsten war ihm der Verkehr mit dem Dürsch, seinem Vorgesetzten; Dürsch war, wie Kasfl, aus sehr bescheidenen Verhältnissen emporgekommen und hatte seine ganze Intelligenz darauf gewandt, ein tüchtiger Mann im Gärfeller zu werden. Ueber den Bereich der Bottiche hinaus war er nicht zu haben, ja er machte bei gewöhnlichem Geplausch über'm Biertrug abends fast einen blöden Eindruck. Er war schon in höheren Jahren und hatte viele Kinder, die alle schon erwachsen, ihm all sein Geld kosteten, so daß er's nie zu Ersparnissen brachte. Darum hatten sie ihn im Lechnerbräu so lange hioniert — man wußte ja, wie sehr er den Gehalt brauchte —, bis er fortgegangen war. Eine auswärtige Brauerei hatte ihn sofort, aber erst für den Winter, mit hohem Gehalt an sich gefesselt, und um den Sommer und Herbst auszufüllen, war er der Einladung Ebeleins gefolgt; für ihn war eine besondere Ehre darin nicht zu finden, denn der Hollerbräu war ein weit kleineres Geschäft als die andern. Den Kasfl gründlich anzulernen, das machte ihm noch das meiste Vergnügen dabei, und er erfreute sich bald an den Fortschritten des intelligenten Schülers.

(Fortsetzung folgt.)

Das tägliche Brot.

(Clara Viebig.)

Es ist ein ernstes Buch, das Clara Viebig geschrieben hat. In breiter angelegter Weise — in zwei Bänden — behandelt es die Schicksale zweier Dienstmädchen, die vom Lande nach Berlin kommen. Die eine ist eine stämmige, handfeste Person — Bauernblut, Bauernplumpheit, Bauerntüchtigkeit. Die andre ist die Tochter einer Hebanne und eigentlich nur von ungefähr in das Dorf verschlagen, aus dem sie stammt. Sie wurzelt nicht im Boden. Ich glaube, es steckt etwas Zigeunerblut in ihr, etwas Komödiantentum, viel leicht — na, ich will ihre Mutter nicht verdächtigen. Sie (die Tochter) ist tollt und puffsüchtig, sie ist aber auch hübsch und hat Geschma. Sie versteht dem armen Fährden, das sie trägt, immer einen Stich ins Reizvolle zu geben. Praktisch ist sie auch. Der Beruf

ihrer Mutter hat ihr gezeigt, daß die Liebe Folgen haben kann und sie ist keineswegs gesonnen, sich um nichts und wieder nichts diesen Folgen anzusehen. Sie hat den Teufel im Leib und kann eine ganz artige Männerverderberin werden, wenn ihr die Umstände günstig sind. Also die beiden Mädchen pilgern nach Berlin. Wie werden sie sich behaupten? Wird das plumpe Bauernmädchen oder wird die kleine Komödiantenlage am ehesten siegen? Wie werden die beiden den Kampf ums Dasein führen? Mit welchen Waffen, mit welcher Taktik, mit welchem Erfolg? Eine interessante Perspektive.

Beide geraten in Berlin zunächst in einen Gemüsefeller. Die ehrsame Inhaberin dieses Kellers ist eine Verwandte der Bauerntochter und besetzt sich nebenher mit Stellenvermittlung. Frau Reschke heißt sie, und in ihrem Charakter sind die hervorsteckendsten Züge eine gewisse Affenliebe zu ihren Kindern und der brennende Wunsch, so „bornehm“ wie möglich zu sein. Ihrem Name hat sie ein Kind in die Ehe gebracht, von einem schwindfüchtigen Doktor, der ihr bei seinem Tode 700 M. hinterließ. Mit dieser Summe, meint Frau Reschke, ist alles gut gemacht. Der Junge ist ihr Stolz — er soll studieren und besucht das Gymnasium. Es geht aber nicht vorwärts mit ihm, und schließlich muß man ihn von der Schule herunternehmen, die ihm nichts als eine verpfuschte Lebensauffassung gegeben hat. Die älteste Tochter ist hübsch und nicht eben tugendhaft. Auf Grund dieser Umstände macht sie Carrière, wie wir später sehen werden. Die mittlere Tochter ist von der Natur stiefmütterlich behandelt und wird von Frau Reschke sehr oft herumgestoßen. In ihrem verprügelten Kinderdasein sucht und findet sie Trost in den Versammlungen der Heilsarmee. Die allerjüngste — ein kleines Schuttmädel — hat es daher um so besser. Sie ist eine rechte Großstadtspitze, frühreif, pietätlos und von einer gewissen schnoddrigen Intelligenz, sie kann auf dem Ladentisch stehen und Lieder singen — Lieder von dieser Sorte:

Das ist der Arthur
Mit seiner Haartour,
Mit seiner Tolle,
Mit seiner Wolke usw.

Unter den Schulbuben hat sie bereits ihre Verehrer — kurz: sie verspricht etwas für die Zukunft.

In diesen Keller also kommen die beiden Mädels vom Lande. Natürlich: die tollt und hübsche — Bertha heißt sie — bekommt zuerst einen Platz. Sie sieht gefällig und adrett aus und weiß außerdem ihr Maulwerk zu brauchen. Sie läßt der Dame schlankweg vor, daß sie tochen kann. Mit Mine — so heißt die andre — dauert es etwas länger, leider zu lange. Sie behält gerade Zeit, sich in Keller auf eine Dummheit einzulassen, der verunglückte Gymnast bringt sie herum. Seien wir ruhig — dies passiert der Bertha gewiß nicht. Für beide beginnt nun das Dienstmädchenelend. Mines Leiden beginnen, wie sich in ihrem Schicksal ein junges Leben regt. Das Schicksal des ledigen Mädchens, das durch ein Kind „bestellt“ ist, ist ergreifend geschildert. Der Vater des armen Wurns ist den Eltern durchgegangen, und es scheint eine Weile, als ob Mine zu Grunde gehen sollte. Aber sie ist bauernzäh und hält aus. Was ihr das Schicksal auch immer auf den harten Nacken legt — sie trägt's. Sie wird alt vor der Zeit; ihr Gesicht wird gefurcht, der plumpe Körper wird durch die schwere Arbeit noch plumper — aber sie trägt's. Ihre Intelligenz ist nicht so groß, aber sie radert und lert und radert und kommt schließlich doch durch. Am letzten Ende wird sie noch diejenige, die ihre ganze Umgebung erhält. Den Reschles im Gemüsefeller geht es nämlich verteuert schlecht. Die Erziehungsanstalt der Frau Reschke geht herrlich auf. Die älteste Tochter ist durchgegangen und frequentiert die Ballsäle. Die jüngste entwickelt sich in derselben Richtung und die mittlere ist den Mißhandlungen erlegen — tot. Das Gesäß geht jammervoll zurück, das Glend ist in den Keller gezogen. Schließlich ist es für den zurückgekehrten Gymnasialisten noch ein wahres Glück, daß er die Mine heiraten und so sein Kind „ehlich“ machen kann. Mit einem Ausblick auf einen freundlicheren Lebensrest entläßt uns das Buch. Mine erhält durch Vermittlung einer früheren Herrschaft eine Portierstelle. Die Bauerntochter hat's schließlich doch durchgehalten. Und Bertha? Wir verlassen sie als Kellnerin in einer Anniertneipe. Im Laufe der Zeit hat sich bei ihr eine Leidenschaft für süßen Liqueur entwickelt! Schade! Der Schnaps verbarb ihr die Carriere.

Es ist viel Gutes in dem Roman. Besonders die Gestalt der Mine ist lebensvoll, aber auch die übrigen Menschen treten plastisch hervor. In einzelnen Szenen steckt packende Kraft. Die beiden alten Reschles beispielsweise, die einsam und verlassen in dem verarmten Keller sitzen, während ihre Kinder die eigenen schlechten Wege gehen, vergißt man nicht so leicht. Andre Szenen sind gleichwertig. So die Hochzeit zwischen Mine und ihrem Gymnasialisten, wo der Ehemann drauf und dran ist, sich bereits am Hochzeitstage mit der hübsch gepuzten Bertha zu vergessen. Daneben läuft dann manches, das bedenklich stimmt. Es steckt so viel Haß in dem Buch, zuviel nervöses Vorwärtsdrängen, zuviel erregte Uurube. Ich brauche der Verfasserin nicht zu sagen, daß Ruhe, Ruhe und wiederum Ruhe eine Bedingung der epischen Kunst ist. Nehmen wir ein Beispiel. Das vierzehnte Kapitel beginnt mit dieser Schilderung:

Möbelwagen ziehen noch am dunklen Abend durch die Straßen, und dann wieder am Morgen früh, wenn's auch kaum hell ist. Rastender Sprühregen stäubt nieder, und in den geöffneten Hausfluren lassen breite, schmutzige Stiefel breite, schmutzige Tappen zurück. Schlechtes Wetter ist's zum großen Pechtag.

Fertig — die Handlung setzt ein. Man beginnt eben sich über die Schilderung zu freuen (besonders die „breiten schmutzigen Stiefel“, die „breite schmutzige Tappen“ hinterlassen, wirken anschaulich) und schon verläßt Frau Wiebig das Bild. Wir hätten uns gern noch etwas tiefer in den Herbsttag hineingelebt — aber wir müssen mit. Der Herbsttag zieht an uns vorüber wie ein flüchtiger Eindrud, der nicht haften und dem Folgenden nicht die Farbe geben kann, weil die Vertiefung fehlt. Ich wünschte, daß Frau Wiebig ihre Bilder breiter, ruhiger und in intensiveren Farben anlegte. Verweilen und immer wieder vertveilen, jede Naturstimmung und jede Situation ausschöpfen. Nicht vorwärts um jeden Preis, sondern in die Tiefe, selbst auf die Gefahr hin, einige Durchschnittsleser zu verlieren. Was man so „Spannung“ nennt, geht dabei freilich verloren, aber auch nur, was man so nennt. In Wirklichkeit fesseln breit angelegte und ruhig ausgeführte Bilder viel stärker und halten uns viel länger in ihrem Damm. Man vergißt sie nicht. Hier und da ist etwas „Theater“ in dem Buch. Ich betone: hier und da — im großen und ganzen haben wir es natürlich mit einer künstlerisch durchaus ehrlichen Arbeit zu thun. Für eine andre hätten wir so viel Raum nicht zur Verfügung gehabt. Aber hier und da, so beispielsweise, wenn der Alkoholismus der Bertha geschildert wird und so auch, wenn die Wine ihr Kind umbringen will. Frau Wiebig — eine Mutter, die ihr Kind umbringen will! Das thut man nicht im Vorbeigehen ab. Das ist die äußerste Verzweiflung der Wine, das ist das Allerletzte. Das ist ein schweres, inhaltvolles, düsteres Kapitel für sich. Es muß da sein, daß man's im Leben nicht wieder vergißt, oder aber es darf gar nicht da sein. Mit solchen Motiven geht man nicht leichtsinnig um. Im übrigen noch einmal: ein ernstes, wahrhaftiges Buch. —

Erich Schlailjer.

Kleines Jenilleton.

— Eine Arnold Böcklin-Feyer veranstaltete die „Neue Gemeinschaft“ am Montag im Beethovenaal, der zur Ehre des Toten würdig geschmückt war. Die Feste hielt der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Professor Alfred Lichtwark. Er sprach im Anfang über seine, allerdings nur oberflächlichen persönlichen Beziehungen zu Böcklin und über seine Bewunderung Böcklinscher Schöpfungen. Schon im Anfang der achtziger Jahre hätte es in Berlin einen kleinen Kreis Böcklinscher Verehrer gegeben, dem u. a. Klinger, Stauffer und er, der Vortragende, angehört hätten. Böcklin selbst habe leider so gut wie gar nichts über seine Kunst und seine Kunstanschauung aufgezeichnet. Desto reichlicheres Material über Böcklins Naturanschauung und Maltechnik habe dafür einer seiner Schüler, der nun auch bereits verstorbene Walter Schad, in einem empfehlenswerten Buche hinterlassen. In diesen Aufzeichnungen findet sich manches, was uns die künstlerische Eigenart des toten Meisters, die dieser schon in jungen Jahren besessen, menschlich näher bringt. „Man muß mehr Heiterkeit in Kunst und Leben bringen“, war einer von Böcklins Lieblingsausprüchen, den er auf vielen seiner Bilder („Im Spiele der Wellen“, „Centaur in der Dorfschmiede“ usw.) malerisch verwirklicht hat. Für Skizzen und Zeichnungen nach der Natur hatte Böcklin niemals viel übrig; suchte er gelegentlich einmal eine Idee durch eine Skizze festzuhalten, so betrachtete er dies stets nur als flüchtige Notiz von rein persönlichem und in keiner Weise künstlerischem Wert. Die Lebensverhältnisse gestalteten sich für den rastlos vorwärtstrebenden und lange Jahre unverstandenen Künstler oft recht schwierig. Nur seine Energie und sein starker Charakter vermochten alle Fährnisse glücklich zu überwinden. Obwohl Böcklin ein großer Kirchenmaler (Kopf der „Weinenden Magdalena“) hätte werden können, hatte die Kirche nichts für ihn übrig. Auch der Staat hatte kein Verständnis für die künstlerische Eigenart Böcklins, obwohl eine gewaltige Monumentalmalerei aus der Art der Böcklinschen Kompositionen sprach. Nur zwei Männern hatte Böcklin in materieller Beziehung zu danken, dem Grafen Schad und dem Kunsthändler Gurlitt, die beide schon zu einer Zeit zu ihm hielten, als alle andren, die „Kunstverständigen“ mit eingebegriffen, die Böcklinsche „Farbenklegerei“ verlachten. —

— Die Ahnen unsres Hauschafes. In dem Schweizer Kanton Graubünden lebt eine eigenartige Rasse von Schafen, die nach den Untersuchungen von Professor Keller in Zürich sonst nirgends mehr in Europa vorkommt. Es sind kleine, ziegenähnliche Tiere mit zwei gebogenen Hörnern auf dem länglichen Kopf. Der Gelehrte Müllmeier lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf das Graubündner Schaf und suchte nachzuweisen, daß es von dem sogenannten Torschaf abstammt, das den Bewohnern der Pfahlbauten als Haustier diente. Seit dem Zeitalter der Pfahlbauten sind aber so viele Jahrtausende verstrichen, daß es nötig scheint, nach einem Mittelglied zwischen den Schafen jener Zeit und der Gegenwart zu suchen, und man hat es in der Rasse gefunden, die zur Zeit der Römerherrschaft in Helvetien lebte. Weiter als bis auf das Torschaf der Pfahlbauten konnte die Ahnenreihe vorläufig nicht zurückgeführt werden, da es in dem mittleren und südlichen Europa keine wilde Tierart giebt, die als dessen Vorfahre angesprochen werden könnte. Professor Keller meint daher, daß unsre Schafe überhaupt außeruropäischen Ursprungs seien. Er findet eine große Ähnlichkeit im Skelett des Graubündner Schafs und des Torschafs mit gewissen Arten der-

selben Familie in Afrika, besonders mit dem afrikanischen Mähnschaf. Allerdings sind vorläufig keine Beweise dafür zu erbringen gewesen, wie das Schaf von Afrika nach Europa hinübergewandert wäre, aber Keller bezieht sich darauf, daß auf ägyptischen und altgriechischen Malereien ein Schaf mit spiralförmigen Hörnern neben einem Schaf mit Ziegenhörnern vorkommt. Im Altertum und im Mittelalter des ägyptischen Reichs wurde ein Schaf als Haustier gehalten, das sicher von dem Mähnschaf herstammte. Aus diesen Untersuchungen scheint sich mit Sicherheit zu ergeben, daß das Torschaf jener Hausgenosse der alten Pfahlbauer, aus Aegypten nach Mitteleuropa gekommen ist, und zwar wahrscheinlich auf dem Umwege über die griechischen Inseln oder gar über Kleinasien. — (Voss. Jtg.)

Aus der Urzeit.

— Urgeschichtliches aus Dänemark. Vierzig Jahre sind verflossen, schreibt die „N. Jtg.“, seit der Naturforscher Japetus Steenstrup und der Archäologe A. Worsage in den sogenannten Kjökkenmøddinger Hinterlassenschaften der frühesten Bewohner des jetzigen Dänemarks entdeckten, aber die beiden Gelehrten waren über das Alter dieser Abfallhaufen durchaus uneinig. Während Steenstrup sie als gleichzeitig mit den großen Hünengräbern, Holmen und Riesemøddinger entstanden erklärte, schrieb Worsage sie einer früheren Periode, dem ältesten Steinalter zu. Die Erörterung über die interessante Streitfrage ist öfter wieder aufgenommen worden, aber erst jetzt liegt auf Grund neuer und eingehender Untersuchungen eine endliche und deutliche Entscheidung in ihr vor. 1899 vereinigten sich auf die Initiative des Direktors des nationalen Museums, Dr. Sophus Müller sieben Gelehrte: der Botaniker E. Nostrup, der Geologe J. V. Steenstrup, die Zoologen Hertief Binge und Johs. Peterien und drei Archäologen Sophus Müller, A. Madsen und C. Neergaard, um gemeinschaftlich eine neue allseitige Untersuchung der alten Abfallhaufen vorzunehmen. In den folgenden fünf Jahren versammelten sich die Herren jeden Sommer bei den verschiedenen Kjökkenmøddinger und sie nahmen persönlich an den Ausgrabungen teil. Allein die Untersuchungen eines einzelnen Hauses, des größten allerdings, beschäftigte die Beamten des archäologischen Museums und ihre wissenschaftlichen Mitarbeiter, sowie sechs Arbeitssleute 216 Tage lang. Die Untersuchungen umfaßten die Kjökkenmøddinger bei Ertebølle südlich von Västtor, Signal baken bei Kalborg, Amølle und Hadud am Mariagerfjord, Derum Na, Faarevejle, Alintefø am Rattegat und Vejre Na am Roskilde-fjord. Die Zahl der ausgegrabenen und untersuchten Altertumsreste ist überaus groß und mannigfaltigster Art. Allein den Ertebøllehaufen entnahm man 8000 Stück Gerätschaften meist aus Flintstein, 500 Holzkohlenproben und über 20 000 Tierknochen. Diese letzteren gingen dem zoologischen Museum zu, alles übrige dem National-Museum, wo es zwischen Archäologen und Naturforschern verteilt wurde. Die Resultate der fünf-jährigen Wirksamkeit der sieben Herren liegen nun vor, in einem vom Carlsbergfonds herausgegebenen überaus interessanten, mit eingehenden Schilderungen, zahlreichen Plänen und vortrefflichen Photographien, Tafeln und Kupferstichen versehenen Werke. Diese Ergebnisse sind in Kürze folgende: Die Abfallhaufen entstammen zwei verschiedenen Zeitaltern des Steinalters. Der älteste ist der bei Ertebølle, gleichzeitig, doch vielleicht etwas jünger sind die bei Faarevejle, Alintefø, Harnø und Amølle. Hier fand man primitive Gerätschaften derselben Art, die man von andren Funden her kennt und die dem älteren Steinalter zugeschrieben werden. Jüngere Sachen sind sehr selten und kommen immer nur an der Oberfläche vor. Die Thongefäße sind grob und spröde, ohne Abdrücke von angebauten Pflanzen. Die gefundenen Knochen stammen fast alle von wilden Tieren, von Haustieren kennt man nur den Hund. Die Møddinger zeugen von Menschen, die nur von Jagd und Fischfang lebten. Ganz anders sehen die jüngeren Abfallhaufen bei Derum Na und Vejre Na aus. Die Gerätschaften zeigen die aus den großen Steingräbern bekannten Formen, die Hauptmenge der Knochen stammt von Haustieren: Ochsen, Schafen und Schweinen, die Thongefäße weisen häufig Ornamentierungen auf und zeigen Abdrücke von Weizen- und Gerstentörnern. Das Rohmaterial Flintstein, Knochen und Thon ist in neuer Weise behandelt, die Formen sind überall verbessert. Es war ein aderbauendes, Viehzucht treibendes Volk, das im jüngeren Steinalter hier wohnte, der Kulturunterschied, der zwischen den beiden Perioden herrscht, ist nun endgültig bewiesen. Die alten Abfallhaufen sind an die Meeresküste gebunden, die jüngeren liegen weiter ins Land hinein, sie sind kleiner, weniger ansehnlich und weniger leicht erkennbar als die älteren, Weichtierschalen sind nicht mehr ihr überwiegender Bestandteil und die einzelnen Schichten sind durch die zahlreichen aufgelösten organischen Bestandteile dunkel gefärbt. Die Erde war der Baum des ganzen Steinalters, Birke, Ulme und Esche kommen auch vor, Buche und Nadelbäume nur ganz vereinzelt. Das Werk enthält eine Menge von Erklärungen und Mitteilungen aller Art über die Bearbeitung der Rohstoffe, die Anwendung der fertigen Geräte, über Tier- und Pflanzenwelt, über geologische und biologische Verhältnisse. Es werden zum Beispiel Knochen von nicht weniger als 72 wilden Wirbeltierarten nachgewiesen. —

Medizinisches.

— Die Vaseline in der Chirurgie. Im Pariser „Temps“ wird über eine Verwendung der Vaseline berichtet, die der Wiener Chirurg Professor Dr. Gerjunth eingeführt habe. Um ein-

gefallenen Körperteilen wieder eine gewisse Rundung zu geben, wurde Vaseline in bestimmter Form unter die Haut injiziert. Diese Vaseline veränderte weder ihre Position im Körper, noch alterierte sie die Gewebe. Wie die „R. Fr. Pr.“ mit Bezug auf diese Mitteilung erfährt, hat Professor Gerstung dieses neue Verfahren hauptsächlich schon einigemal mit Erfolg angewendet und über die erzielten Resultate bereits im September-Heft 1900 der Wiener „Zeitschrift für Heilkunde“ in einem kurzen Aufsatz berichtet. Professor Gerstung hat das Verfahren schon nach einigen Proben, noch im Anfangsstadium der Versuche, der medizinischen Öffentlichkeit übergeben, um durch gleichzeitige Versuche einer größeren Reihe von Chirurgen früher ein allgemeines Bild über die Brauchbarkeit des Verfahrens zu gewinnen. Seither ist er weiter in der Anwendung der Vaseline thätig gewesen, und die Resultate seien immer befriedigender Natur gewesen. Es wird nicht gewöhnliche Vaseline bei den Versuchen verwendet. Die Injektionen erfolgen mit einer bestimmten Paraffinmischung, die auch als medizinische Vaseline im Handel ist. Es hat sich herausgestellt, daß Paraffin, bei einem Schmelzpunkt von 40 Grad Celsius in das Gewebe des Körpers injiziert, dort, ohne seine Stellung zu ändern, ruhen bleibt und auch keine örtliche Reizung verursacht. Professor Gerstung hat nun diese Entdeckung dazu benützt, dort, wo dies erforderlich schien, im Körper eine kleine Geschwulst zu machen. So wurden einem Mann, dem der Oberkiefer herausgenommen werden mußte und dessen Wangen infolgedessen einsinken, durch diese Injektionen die Wangen gerundet. Wirklich ausgezeichnete Resultate wurden mit dem neuen Verfahren als Ersatz von Schließmuskeln erzielt. Es wird nämlich statt des verloren gegangenen Schließmuskels eine Art von Klappenverschluß gebildet. Mit großem Erfolg wurden Paraffin-Injektionen bei Heilungen von sogenannten „Wolfsrachen“ zur Verbesserung der Sprache gebraucht. Weiter wurde das neue Verfahren dazu verwendet, steif gewordene Gelenke wieder beweglich zu machen. Auch hier seien die Versuche von Erfolg gekrönt gewesen. Zur Ausgleichung von Difformitäten, um Knochenverluste zu ersetzen, eingezogene Narben auszufüllen, wurden die Paraffin-Injektionen bisher mit sehr gutem Erfolg verwendet. Ob dieses Verfahren auch auf das Gebiet der Kosmetik ausgedehnt werden kann, muß jetzt noch dahingestellt bleiben, da durch die Injektionen keine weichen, gepolstert erscheinenden Stellen, wie sie in der Fleischrundung sich ergeben, hergestellt werden können, denn das Paraffin verhärtet nach der Injektion. In dieser Richtung wurden auch noch keine Versuche gemacht. —

Aus dem Tierleben.

— **Mimikry** bei einheimischen Insekten. Mit dem Namen Mimikry bezeichnet man die Nachahmung irgend eines Naturgegenstands, eines dünnen Blatts, eines Stengels u. dgl. durch einen lebenden Organismus; durch diese Nachahmung wird seine wahre Natur verschleiert, was ihm gewisse Vorteile im Kampf ums Dasein bietet. Als Beispiele werden gewöhnlich tropische Insekten aufgeführt, trotzdem wir bei uns Insekten haben, die den tropischen darin laun etwas nachgeben. Die „Linschau“ führt einige solcher Fälle an, die einem Aufsatz A. Böschows im „Entomologischen Jahrbuch für 1901“ entnommen sind. Zwei unserer Heuschrecken, *Oedipoda coeruleus* und *germanica*, zeigen im Fluge prächtig blaue und rote Unterflügel; in der Ruhe sucht man sie vergeblich auf dem dünnen Heideboden, dem sie dann in der Farbe sehr ähnlich sind. Der Ragelfled, ein Schmetterling, gleicht in der Ruhe einem dünnen Buchenblatte und weiß diese Eigenschaft prächtig zu verwerthen, indem er sich, im Fluge hart bedrängt, plötzlich auf den mit dünnem Laub bedeckten Boden wirft. Die im Frühjahr erscheinenden Schmetterlingsarten tragen durchweg rindenähnliche Farben und Zeichnungen; im Sommer finden sich blattgrüne Arten, im Herbst treten solche auf, die sich das vergilbende Laub zum Muster genommen haben und dadurch sich von der Umgebung nicht abheben. *Drepanopteryx phalaenoides*, ein Netzflügler, ist den trodnen Rebenblättern der Ulme völlig ähnlich und wird auch dann meist übersehen, wenn es im Herbst mit diesen in den Schirm geklopft wird, weil es, selbst beim Anfassen, ruhig liegen bleibt. Die jugendliche Raupe der Erlenpfeife bildet, wenn sie in gekrümmter Haltung auf dem Erlenblatte sitzt, zur Hälfte weiblich, zur andern Hälfte dunkel, ein Vogelegretment vollkommen nach. Einen ähnlichen Eindruck macht die Raupe des Schwalbenschwanzes in ihren ersten Tagen. Unsere wehrhaften Hornissen, Wespen und Bienen werden von wehrlosen Schmetterlingen, Käfern, Fliegen usw. nachgeahmt, nicht nur im Aussehen, zum Teil sogar in ihren Bewegungen, indem z. B. der die Hornisse nachahmende Bienenschwärmer seine Hinterleibsspitze ausreckt und einzieht, den Körper hebt und senkt, genau wie eine Hornisse, die stechen will. Die Raupe des Buchenspinners ist, aus dem Ei getrohen, ein gereres Nachbild der Waldameise. — Zur Erklärung der Mimikry genügt uns bis jetzt nur die Lehre von der natürlichen Zuchtwafl: die Tiere, die in einer der genannten Arten geschützt waren, konnten leichter ihren Feinden entgehen als die ungeschützten. —

Technisches.

ss. Der Erfinder der Lokomotive. Die englische Zeitschrift „Engineering Times“ hatte neulich in einem Aufsatz gesagt, James Watt hätte die Dampfmaschine und George Stephenson die Lokomotive erfunden, und hatte sich gewiß dabei nicht träumen

lassen, daß sie mit dieser Schultweisheit noch irgendwo Anstoß erregen könnte. Flugs kam aber die „Nevue Technique“ und behauptete ihren englischen Kollegen ins Gesicht, daß Stephenson gar nicht der Erfinder der Lokomotive gewesen wäre und seinen scheinbar gesicherten Ruhm zu Unrecht führe. Es wird dort darauf hingewiesen, daß in einem Bergwerk in Süd-Wales schon zehn Jahre vor den ersten Versuchen Stephensons Lokomotiven in Betrieb gewesen seien. Der Grubenbesitzer Trevithick schrieb nämlich im Jahre 1804 an seinen Freund: „Gestern machten wir eine Fahrt mit unsrer Lokomotive; wir beförderten zehn Tonnen Eisen, fünf Wagen und 70 Leute. Unsrer Eisenbahn hat eine Länge von 10 Meilen. Diese vielleicht älteste Eisenbahn legte in einer Stunde 8 Kilometer zurück. Trevithick war auch der erste, der nachwies, daß selbst bei schwacher Reizung der Strecke die Reibung der Wagenräder mit den Schienen genügend wäre, außerdem baute er den ersten Dampfkessel mit einer vollständigeren Ausnutzung der Heizwärme; er war der erste, der Dampf und Rauch durch einen Schornstein entweichen ließ, der alle Räder miteinander verkuppelte, endlich auch der erste, der Personen in von einer Lokomotive geschleppten Wagen beförderte. Es giebt sogar noch ein Bild, das eine Versuchsfahrt jener ältesten Lokomotive zu London im Jahre 1808 darstellt; man sieht darauf die Lokomotive nach Art einer Kinder-Eisenbahn auf einem kreisrunden Geleise fahren, das rings von einem Zaun umgeben ist, der Eintritt kostete einen Schilling und berechtigte zu einer einmaligen Fahrt in dem von der Lokomotive gezogenen Wagen, der etwa die Form einer Kalesche alter Zeit besaß. Die Lokomotive wog 10 Tonnen und ging für sich allein mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 19 Kilometer. Danach wären also fast alle Verdienste, die so lange von Welt auf George Stephenson übertragen wurden, dem bisher beinahe unbekanntem Trevithick beizumessen, und er hätte das Anrecht auf den Titel des „Vaters der Lokomotive“. Uebrigens sind zwischen jener ersten Maschine dieser Art und der von Stephenson noch verschiedene andre gebaut worden. So vermittelte ein Geleise, das mit einer mittleren Zahnradschiene versehen war, den Verkehr zwischen Middleton und einer nahen Werk schon im Jahre 1812. 1813 baute dann Hedley die Wharfedale-Eisenbahn, deren Lokomotive besser gewesen sein soll, als die von Stephenson 1825 hergestellte. Wenn es danach möglich erscheint, daß die Thaten Stephenson's als Konstrukteur von der Nachwelt überschätzt worden sind, so wird ihm doch der Ruhm nicht zu rauben sein, daß er die praktische Verwertung der auf Schienen beweglichen Dampfmaschine in größerem Maßstabe durchgeführt hat. Ist er nicht der Vater der Lokomotive, so bleibt er doch der Vater der Eisenbahnen. —

Humoristisches.

— Auch ein Naturforscher. „I weiß net, woher's kommt, daß's jetzt gar so große Ueberschwemmungen giebt!“ „Wundert mi' gar net — trinkt ja kein Mensch mehr a' Wasser!“ —
 — Doktorschrift. Junger Arzt: „Aber, liebste Clara, warum haben Sie mir denn auf meinen ersten Liebesbrief gar nicht geantwortet?“
 Junge Dame: „Das war ein Liebesbrief? Ich hab's für ein Rezept gehalten!“ —

Notizen.

— Ein Werk über die heute noch in Westfalen bestehenden Volkstrachten, mit einem Text von Professor Jostes in Münster und Illustrationen von Johannes Gehrts in Düsseldorf, wird demnächst bei Wegmann u. Klasing in Wiesbaden erscheinen. Die Lutzsausgabe des Buchs wird sich auf 100 M., die billigere Ausgabe auf 30 bis 40 M. stellen. —
 — Georg Hirschfelds neues Schauspiel „Der junge Goldner“ gelangt am 8. Februar im Deutschen Theater zur Erstaufführung. —
 — „Mutter Sorge“, ein Volksstück von N. Hawel, des in Wien mit vielem Erfolg gegeben wurde, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung angenommen worden. —
 — Hauptmanns „Viberpelz“ erzielte in dänischer Uebersetzung bei einer Aufführung in Aarhus einen großen Erfolg. —
 — Das Deutsche Volks-Theater in Wien hat Halbes Drama „Haus Rosenhagen“ erworben. Ferner nahm dieselbe Bühne zwei Schniglersche einaktige Lustspiele „Marianetten“ und „Litteratur“ an. —
 — Gumpverdinks „Hänsel und Gretel“ hatte im Teatro Liceo in Barcelona einen großen Erfolg. —
 — Verdi hat testamentarisch ungefähr zwei Millionen Lire für das von ihm errichtete Musikerheim bestimmt. Er bestimmte für diese Stiftung auch den Ertrag seiner Werke. —
 — Volkstümliche Kunstvorträge veranstaltet der kunstgewerbliche Verein „Albrecht Dürer“ am 30. Januar und am 16. Februar. Der erste Abend, der in Spielbergs Festsälen (Röpenidesstr. 62) stattfindet, hat als Vortragsthema „Titan“, der zweite Abend (Dorotheenstädtisches Realgymnasium, „Realismus, Impressionismus und Idealismus“. Der Eintritt zu beiden Vorträgen ist unentgeltlich. —